

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 58. Bromberg, den 11. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von **Georg Urbat.**

(Schluß) (Nachdruck verboten.)

„Ihr Vorschlag erfordert Zeit und Überlegung, Miß Hill!"

„Ein smarter Geschäftsmann entscheidet sich rasch, Mister Alexander. — Oder sind Ihnen unsere Vorschläge nicht genügend. Man könnte Zusätze machen . . ."

Sie war aufgestanden und dicht vor ihn hingetreten. Da war es wieder, das verheißungsvolle Flackern in den grauen Augen. Das Locken und Versprechen, das ihm noch so gut von der „Olympic" her in Erinnerung war.

„Kommen Sie hinaus, Mister Alexander. Ich möchte Ihnen meinen Wagen zeigen!"

Aus Höflichkeit mußte er ihr folgen. Es war der gleiche Rolls Royce, den er unter so eigenartigen Umständen in Newyork kennen gelernt hatte, als er das Steuer herumriß und Maud davor bewahrte, ihren eigenen Vater zu überfahren.

Auf den Platz neben dem Steuer weisend, sagte sie: „Ich chauffiere selbst. Und der Platz daneben ist noch frei. — Nein, nein, es ist nicht der Platz eines Chauffeurs, es sollte der Platz meines Reisemarschalls sein. Die Stelle habe ich Ihnen schon einmal angeboten, Alexander!" — Ihre Hand legte sich warm auf die seine. „Die Stelle ist zukunftsreich. Sie ist so zukunftsreich, wie es die des Grafen Woronzoff bei Lilian Hyde aus Chikago war, der sie geheiratet hat . . ."

Huene wunderte sich über sich selbst, wie unberührt ihn die unverhohlene Werbung des reichen, schönen Mädchens ließ. — Aber vielleicht war es auch nur eine geschäftliche Finte, so wie es damals auf der „Olympic" mit fast den gleichen Worten auch nur ein Flirt gewesen war . . .

„Ich fürchte, der Stellung nicht gewachsen zu sein," antwortete er schließlich.

„Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie ihr gewachsen sein werden!"

Ihr Gesicht war ihm jetzt ganz nahe, ihre Blicke lockten . . . Aber die Tünche auf ihrem Gesicht, die künstliche Farbe ihrer Lippen, das ekelte ihn plötzlich. Er sah das reine, frische Gesicht Fees vor sich . . .

„Gebranntes Kind scheut das Feuer, Miß Maud!" sagte er rauh und trat zurück, als wenn er ihr den Weg zum Wagenschlag freigeben wolle.

„Ihr letztes Wort, Mister Huene?"

„Mein letztes, Miß Maud!"

„Sie werden es bereuen. Man wird Sie knock out machen, Alexander!" rief sie mit plötzlicher Angst in der Stimme.

„Ich werde mich zu wehren wissen!"

Da gab sie es auf. Eine hochmütige Kopfneigung, ein Wink zu ihren beiden, in respektvoller Entfernung wartenden Begleitern. Dann saß sie im Wagen. Mit höflicher Verbeugung ließ Huene den anziehenden Wagen an sich vorbeifahren. Ein tiefer, wie befreiender Atemzug hob seine Brust . . .

XI.

Tage gehen. Nach dem Aufflackern eifersüchtiger Angst um Huene in der Stunde des Besuchs von Maud Hill ist es über Felicitas wie ein ruhiges, wartendes Glücksgefühl gekommen. Huene spricht nicht mehr von ihrer Abreise. Er hat es gern, wenn sie die Analysen ausarbeitet, wenn sie, wie früher, wieder das Regiment im alten Gemäuer ausübt, die barmherzige Samariterin bei kleinen Unfällen macht — von schweren Unfällen bleiben sie glücklicherweise verschont — und ihn bei seinen Gängen zum Bohrfeld begleitet.

Auf ihre Andeutung, daß der Prozeß ihres verstorbenen Onkels einem günstigen Ausgang zugehe und sie in absehbarer Zeit über Geld wird verfügen können, hat er sie nur aus halbgeschlossenen Augenlidern prüfend angesehen, und dann in seiner etwas derb gewordenen Art gesagt: „Halten Sie nur Ihre Hosentaschen zugeknöpft, kleine Fee. Ein Mann, der auf das Geld eines Mädchens spekuliert, ist mir eigentlich nie wie ein Mann vorgekommen!"

Dann eines Tages sehen sie ein großes Flugzeug über dem weiten Tal kreisen. Ein Flugzeug, so wie es die Hill-Leute drüben in Maud-Town für den Personen- und Postverkehr zur Küste eingestellt haben. Dicht über dem Bohrfeld Huenes kreist es jetzt, so daß es fast den neuen, hohen Bohrturm streift. Und unten am Flugzeug sieht Huene eine Apparatur, die ihn an die Bombenflugzeuge im Kriege erinnert, die das Flugzeug nun wohl zum Abwerfen von Postsäcken benutzt. Und jemand macht da oben photographische Aufnahmen von Huenes Bohrfeld.

„Schweinebande!" flucht der Monteur Mertens.

Huene aber sagt langsam: „Ich glaube, es ist ratsam, daß wir mal unsere Flinten wieder nachsehen. Die Luren und Kurden gelten im allgemeinen als unzuverlässig . . .!"

Zustimmend nickt Mertens.

Wieder gehen die Tage. — Im neuen Bohrturm rasselt und quirlt es. Hunderte von Metern tief sind sie schon gekommen, aber noch keine Andeutung von Öl. Nur Schlamm, Schlamm und nochmals Schlamm spült das Wasser aus dem Bohrloch heraus.

Und dieser Schlamm kostet Geld, Geld und abermals Geld. Mühelos kann Huene sich ausrechnen, wie lange noch sein Kapital reichen wird, und tiefer werden die Falten auf seiner Stirn.

Ein drückender, schwefliger Dunst liegt seit Tagen über dem Tal. Heiß und glühend wie nie zuvor ist die Luft. Und dort, vom Süden her, über der Gebirgskette droht es tiefschwarz. Aber es scheint, als ob die Wolken über die Kette nicht hinüber können. — Dennoch, nun rücken sie langsam näher. Erfüllen das weite Tal. Dunkel ist es geworden, wie bei anbrechender Nacht. Ängstlich blökend, streben die Schafe von den Bergabhängen dem alten Kastell zu. Das Federvieh verbirgt sich.

Huene läßt die Arbeiten am Bohrturm unterbrechen. Da rast auch schon eine Regenbö über das Bohrfeld und rüttelt an dem neuen Turm, daß er in all seinen Verstelfun-

gen ächzt und stöhnt wie ein lebendes Wesen, das seine Vernichtung kommen sieht.

Aber immer noch kein Blitz. — Oder doch?! — Hier und da ein breiter, suchender Schein. Dann ein Geräusch, wie das Dröhnen großer Propeller. In der kleinen Bretterbude, in die sich Huene und seine beiden Monteure zurückgezogen haben, flackert unruhig die Windlaterne. Fragend, wie im Nichtverstehen, sehen einander die Männer an: Die Hill-Leute? . . . Unmöglich!

Da! — Ein Krachen, ein Bersten, das sie gegeneinander wirft. Die Erde schwankt, die Bretter der Bude fallen, auseinandergerissen, gegen ihre Körper.

„Zum Kastell!" ruft Huene wild. Sie befreien sich von den Trümmern. Sie stehen im Dunkel. Nein — in brandroter Helle! Turmhoch loht es zum Himmel. Von Qualm und Rauch gespenstisch umgeben.

Und der Regen rauscht — die Blitze zucken . . .

Durch den aufgeweichten Boden stürmt Huene nach oben. „Fee — Fee!" schreit er immer wieder, als müßte seine Stimme seinen Schritten voraneilen.

Da! Ein Gegenruf! — Und durch die brandrote Helle sieht er sie heruntereilen, hört seinen Namen rufen — dann hält er sie in seinen Armen.

„Nicht zum Kastell!" ruft er. „Weiter hinauf!" Denn die Erde zuckt wie eine sich krampfende Muskel.

Die Kräfte versagen ihr. Er hebt sie auf die Arme. Keuchend strebt er den rettenden Bergen zu.

Da oben ist eine verlassene Lurenhütte, roh aus Schiefergestein geschichtet. Dort suchen sie keuchend, mühsam nach Atem ringend, Schutz. Und brandrot, in himmelhoch zuckender Lohe flammt es zu ihnen hinauf, als drohe ihnen auch hier die entfesselte Hölle.

„Ich kann es nicht sehen. — Ich kann es nicht sehen. Nun ist alles verloren!" schluchzt Fee, von einem Weinkrampf durchschüttelt.

Huene sitzt auf einem Steinhaufen in dem türlosen Ausgang der Hütte. Mit starrem Gesicht schaut er auf die brennende, qualmende Hölle zu seinen Füßen. Und er zieht Fee zu sich auf die Knie, küßt ihr die Regentropfen vom Gesicht, vom Munde, streicht ihr die Nässe aus den Haaren.

„Mag alles zum Teufel gehen, wenn ich nur dich gerettet habe!" sagt er tröstend zu ihr.

Unter dem Rauschen des Regens schlingt sie ihre Arme um seinen Hals und birgt ihren Kopf an seiner Brust, damit sie das rasende, flammende Meer da unten nicht mehr zu sehen braucht.

Mit scharfen, beobachtenden Augen schaut Huene auf das Flammenmeer. Unschätzbare Werte, die ihm gehören könnten, die er der Welt nutzbar machen wollte, gehen dort in Feuer und Qualm auf.

„Jetzt eine Tonne Dynamit als Gegenmine und das Loch verstopfen!" murmelt er ingrimmig in sich hinein.

Es ist, als ob der Himmel seinen Wunsch gehört hätte.

Ein Rollen, unterirdisch dumpf — der Boden unter ihnen zuckt. Vom erdbedeckten Dach der steinernen Hütte rieselt Sand auf sie herab. Mit raschem Satz ist Huene aufgesprungen und steht mit Fee im Arm vor der Hütte.

In einem rasenden Wolkenbruch stehen sie beide. Die in den Himmel lodernde Hölle duckt sich plötzlich, wie von übermächtiger Faust gepackt. Nur hier und da flackert es noch, lodert auch wohl noch einmal hoch auf, um wieder zusammenzusinken.

Und endlich hat der Wolkenbruch die Kraft, zu löschen — und das Flammenmeer erstickt — erlischt . . .

Dunkel ist es um sie her in der steinernen Hütte. Auf seinen Knien, den Kopf an seine Brust gelehnt, schläft Felicitas. Und er bewacht ihren zuckenden, immer wieder aufschreckenden Schlaf, sucht seine Wärme ihrem zitternden Körper mitzuteilen.

Endlos scheint die dunkle Nacht. Aber der Wolkenbruch rauscht nicht mehr, und endlich graut der Morgen.

Felicitas erwacht mit froststarren Gliedern. „Wollen wir versuchen, hinunterzugehen?" fragte er. „Es wird uns erwärmen!"

Über verkohlte, fettglänzende Pflanzenreste schreiten sie, erst mühselig, mit steifen Gliedern, dann leichter und schneller. Mertens und Nösicke stoßen von irgendwoher zu ihnen.

„Schönes Theater, Herr Huene!" sagt Mertens mit frostklappernden Zähnen. „War das nun Bombenwurf, Blitzschlag oder Erdbeben? — Oder alles zusammen?!" vollendet er nachdenklich.

Huene antwortet nicht. Ein gespannter Ausdruck liegt auf seinem Gesicht. Rasch schreitet er vorwärts.

Das alte Kastell ist halb zusammengestürzt. Von den Luren keine Spur. Und auf einmal fängt Huene an zu laufen. Kaum daß ihm Felicitas, daß ihm die Monteure folgen können.

Da! Ein ganzes Stück entfernt von ihrem alten zerstörten Bohrfeld — ein See! Nicht sehr groß, eher ein Teich. Ein wassergefüllter Krater mit schlammigem Wasser, und das Wasser trägt große deckende Ölflecken!

Huene steht am Rande des Teiches. Bleich ist sein haageres verarbeitetes Gesicht. Als Felicitas näher kommt, schlägt er den Arm um sie: „Fee, kleine, liebe Fee, hier liegt unser Schatz, offen und mit den Händen zu greifen. Einen kleinen Bohrturm hierher, und die deutsch-persische Ölgesellschaft steht auf festen Füßen!"

„Du . . . sagt sie neckend, „vielleicht heiratest du gleich deine deutsch-persische Ölgesellschaft?!"

Huene stutzt einen Augenblick. Dann lacht er laut auf, hebt seine glückbringende Fee hoch in seinen Armen und küßt sie offen vor dem überraschten Mertens, dem schmunzelnden Nösicke. Vergeblich wehrt sie sich mit Händen und Füßen.

Huene aber sagt: „Was meinen Sie, Mertens, und Sie, Nösicke, wenn Sie mir einen kurzen Heimaturlaub gönnen, ehe wir diesen Kram von vorn beginnen. Denn ich habe mit diesem widerspenstigen Geschöpf" — dabei weist er mit dem Kopf auf die sich noch immer sträubende Fee — „ein besonderes, unaufschiebbares Geschäft abzuschließen."

„Wohl, wohl, Herr Huene!" sagt Mertens. „Nichts dagegen einzuwenden!" sagt Nösicke.

Sein widerspenstiges Glück aber mußte Alexander Huene sich erst wieder einfangen — denn Felicitas hatte sich freigemacht und war zum alten Kastell hinaufgestürmt.

——:: Ende. ::——

Freiheit.

Skizze von Wolfgang Federau.

Etwa dreihundert oder vierhundert Meter jenseits des Dorfes, am Rande des Waldes, lagen die Hütten der Zigeuner. Baufällige, elende Hütten. Die braunhäutigen schwarzhaarigen Gesellen lagen den lieben langen Tag, solange die Sonne wärmte, auf den Wiesen herum, ließen sich den Buckel verbrennen, spielten Karten, rauchten und gaben sich völlig jener einzigen Tätigkeit hin, die für sie Wert und Sinn zu haben schien: dem Nichtstun.

Kyrill Peschew, der ein Stück Ödland nahe dieser Waldecke urbar machte, hatte genug Zeit und Gelegenheit, das Leben dieser Fremdstämmigen zu beobachten. Und wenn er sah, wie sie da herumlungerten und verständnislos oder gar ein wenig höhnisch zusahen, wie er sich, mit Axt und Spitzhacke, im Schweiße seines Angesichtes quälte, dann schürzte Verachtung seine Lippen und manchmal so etwas wie Zorn, wie Unmut.

Verachtung und Zorn — ja. Aber nicht Neid. Denn wenn er auch schwitzen und stöhnen und sich redlich abrackern mußte — er hatte keinen Grund, neidisch zu sein. Sein Dorf war arm, gewiß. Aber gehörte er nicht zu den reichsten von all diesen Bauern? Und war nicht auch der ärmste unter ihnen noch hundertmal reicher als alle diese Zigeuner zusammengenommen? Nach deren Habe kein lumpiger Bettler auch nur den Arm heben würde?

Einmal, da Kyrill Peschew mit sinkendem Abend müde auf einem Baumstumpfe hockte und verdrossen an seinem Brotfladen kaute, erblickte er auf dem Abhang drüben das Mädchen Jarsa. Er verfolgte die Zigeunerin mit seinen Augen. Langsam, tändelnd beinahe, wie zufällig, kam sie näher. Und je näher sie kam, desto mehr merkte Kyrill, daß sie schön war. Anders als die Mädchen aus dem Dorfe,

die so breithüftig, so nüchtern und schwerfällig waren wie seine Kühe. Und von denen er eine doch würde heiraten müssen, über kurz oder lang — weil sein Hof eine Frau verlangte.

Ja — Jarsa war anders. Und ihm schien es beinahe, er sehe das heute zum ersten Male. Er rief sie an. Halb gleichgültig, halb überrascht blieb sie stehen, die roten Lippen zu einem neugierigen Lächeln öffnend. Sie war schlank und behende. Ihr Gang ähnelte dem eines Rehes. Kyrill Peschew, der Bauer, empfand den Unterschied zwischen diesem lumpenbedeckten Mädchen und den Hoftöchtern drüben im Dorfe.

Er reichte ihr ein Stück Brot, und Jarsa griff gierig danach. Wurde sofort zutraulich, ließ sich zu seinen Füßen nieder und lehnte ihren Kopf an seine Knie. Später, als er sie küßte, kam es über ihn, daß er sie fragte: „Willst du mit?" — „Wohin?" entgegnete Jarsa. „Zu mir, in mein Haus. Willst du bei mir bleiben?" — „Nicht in dein Haus", erwiderte Jarsa und schüttelte den Kopf. Etwas wie Angst sprang ihm aus ihren Augen entgegen.

Es gelang ihm nicht, sie zu bewegen, mitzukommen. Aber jeden Abend, wenn er sich ausruhte, ehe er den Heimweg antrat, fand sie sich bei ihm ein. Er teilte sein Brot mit ihr, sein Fleisch. Sie gab ihm, was sie hatte, und das war viel: ihren schönen Körper, ihre Leidenschaft, ihre Jugend.

Es konnte nicht heimlich bleiben, was die beiden miteinander hatten. „Zigeunerliebster!" riefen ihm die Burschen nach, wenn er durchs Dorf ging. Aber Kyrill kümmerte das wenig. Er ließ sie alle reden und geifern.

Seltener war er jetzt in seinem Hause. Verbrachte er anfangs nur die Nächte außerhalb, so blieb er bald auch tagsüber dem Gehöfte fern. Die Wirtschaft verlotterte. Magd und Knecht führten ein Herrenleben.

Mit den anderen Zigeunern freundete Kyrill sich bald an. Möglich, daß Jarsa gerade keinen Liebsten besaß, als er an das Mädchen geriet. Möglich auch, daß ein bißchen Berechnung im Spiel war. Hatte er nicht Schweine, Kühe, Schafe — der Bauer? Und gab er nicht gern und ungebeten von allem, was er besaß?

Da war das Haupt des Stammes, ein alter, grauhaariger Mann, mit verwittertem Gesicht. Immer ging er nur mit einem knorrigen Eichenknüppel umher — Symbol seiner Macht —, sah auf Ordnung. Oder auf das, was Zigeuner Ordnung nennen. Mit ihm hatte sich Kyrill besonders angefreundet. Lag oft stundenlang neben ihm im Grase, unter der warmen, wunderbaren Sonne. Wie gut sie tat — diese Sonne! Nie vorher hatte Kyrill das so empfunden.

Unkraut wucherte seit langem bereits über das kaum gerodete Land. Kyrill sah es nicht. „Dein Hof zerfällt, Kyrill Peschew", sagte der Alte einmal zu ihm. Warnend, ängstlich beinahe. „Dein Knecht, deine Magd stehlen, was nicht nagelfest ist — sie bringen dich an den Bettelstab", fuhr der Zigeuner fort. Kyrill nickte gleichgültig. In seinen Augen war keine Angst.

Einmal war Jarsa fort. Kyrill wartete drei Tage. Aber sie erschien nicht. Der Bauer schlief nachts in der Hütte des Alten, tagsüber lag er neben ihm im Grase. „Wird sie wiederkommen?" fragte er einmal, aus langem Sinnen heraus. „Der Himmel weiß es", war die Antwort.

Sie kam nicht wieder. Aber Kyrill litt nicht sehr darunter. Sie war nur der Anfang gewesen — hatte ihn hierher gebracht, er war ihr dankbar dafür. Er wunderte sich selbst, wie wenig es ihn schmerzte, zu wissen, daß ihn das Mädchen verlassen hatte. Vielleicht hätte er früher getobt und geschrien. Aber es war jetzt alles anders als früher. Es führte keine Brücke zu dem Einst, es gab kein Zurück. Drüben, nur vierhundert Meter entfernt, lag das Dorf. Er konnte das Dach seines Hauses zwischen den Stämmen der Bäume hindurchschimmern sehen. Aber es gab nichts, was ihn dorthin zurücklockte — und dies Haus, dies Dach waren ihm unendlich fremd und fern. Er hatte etwas begriffen — oder vielleicht auch nur aufgehört, etwas zu begreifen —, und nun lag sein einstiges Leben hinter ihm wie ein Kleid, das ihm nicht mehr paßte.

Als der späte Herbst die ersten Nachtfröste brachte, sagte der Alte einmal: „Wir werden wandern — morgen oder übermorgen." — „Ja", kopfnickte der Bauer, und es war ihm selbstverständlich, daß er mitgehen wurde. — „Du könntest aus deinem Hause holen, was du an warmen Sachen besitzt, was man dir an Kleidern noch gelassen hat", grunzte der Zigeuner, „es ist hart, im Winter draußen zu liegen und zu frieren."

Kyrill wollte nicht recht. Aber dann sagte er doch: „Ja — ich werde es holen." Bei einbrechender Dämmerung ging er hinüber ins Dorf, das er seit langem nicht mehr betreten hatte. Der Knecht, der gerade mit der Magd schäkerte, lief fluchend davon, als er den Schritt Kyrills auf dem Hofe hörte. Lief von Haus zu Haus, schrie es in die Zimmer hinein: „Kyrill ist da — der Zigeuner ist da."

Die Männer versammelten sich vor der Türe von Kyrills Haus, warteten still und geduldig. Man hörte keinen sprechen. Aber jeder wußte, was es zu tun galt.

Es war schon dunkle Nacht, als Kyrill heraustrat. Er war noch geblendet vom Licht, das in seiner Wohnung brannte. So sah er niemanden, auch den Mann nicht, der als erster die schwere Axt auf seinen Schädel hernieder sausen ließ. Vielleicht war es der Knecht, den er gestört, aus seiner Beschaulichkeit herausgerissen hatte. Vielleicht auch irgendein anderer.

Kyrill sank hin wie von einem Blitzschlag getroffen. Er hatte nicht Zeit zu schreien. Den nächsten Schlag, der seine Schläfe zertrümmerte, spürte er schon nicht mehr. Man erschlug ihn wie einen Hund, wie eine Katze.

Fünf von den Bauern wurden verhaftet am andern Morgen. Keiner jedoch wollte den tödlichen Schlag getan haben. Keiner freilich auch leugnete, dabei gewesen zu sein. „Aber der Grund — der Grund?" tobte der Kommissar. „Was hat er euch getan?"

„Er ist unter die Zigeuner gegangen", sagte einer der Bauern langsam, schwerfällig, stockend. „Getan hat er uns sonst nichts."

Der Untersuchungsrichter mußte sie schließlich laufen lassen. Was sollte er tun — er konnte doch nicht all den Männern im Dorfe den Prozeß machen. Und da war keiner, der den andern verriet.

In den Städten, wohin die Zeitungen die Nachricht brachten, schüttelte man die Köpfe. Man stand vor einem Rätsel, um dessen Lösung man sich vergeblich bemühte.

Freilich, wie sollten auch die klugen Leute in den Städten begreifen, daß die Bauern ihn aus Angst erschlagen hatten, den Kyrill Peschew! Daß ein Mensch Hab und Gut fahren läßt, daß er fort geht von seinem schützenden Dache und irgendwo in Lumpen zwischen Zigeunern lebt, vollkommen glücklich und zufrieden und vollkommen — frei: Das beunruhigte diese Bauern wie ein Alpdruck, wie ein böser Traum. Dessen sie auf keine andere Art Herr zu werden vermochten, als indem sie den Mann töteten, der ihnen diese Unruhe besorgt hatte — und diesen Traum . . .

Der Mann mit dem Staubsauger.

Humoreske von **Kurt Miethke.**

Herr Krempel öffnet die Korridortür und mustert den jungen Mann mit dem schief aufgesetzten Hut mißtrauisch.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Krempel zu sprechen?"

„Jawohl, was wünschen Sie?"

„Ich soll Ihnen einen schönen Gruß von Ihrem Freunde Anton Schluck ausrichten."

„Ich habe keinen Freund Anton Schluck. Der Name ist mir völlig unbekannt."

„Und dann soll ich Ihnen etwas Schönes zeigen."

„Was denn?"

Der junge Mann hebt das schwere Paket auf, das er neben sich stehen hat, und schiebt Herrn Krempel, ohne daß dieser sich dagegen wehren kann, sanft aber bestimmt beiseite. Hängt seinen Hut an die Flurgarderobe, sagt: „Gestatten?" und betritt Herrn Krempels Wohnzimmer. Der folgt ihm einesteils sprachlos, anderenteils neugierig. Der junge Mann entfernt die Wachstuchhülle von seinem Paket und ein glitzerndes Metallding kommt zum Vorschein.

„Haben Sie einen Steckkontakt?" fragte der Jüngling und sieht sich um. Als er das Gesuchte entdeckt hat, nickt er befriedigt und befestigt sofort den mit dem glänzenden Metallding verbundenen Stecker darin.

„Eine Empfehlung von Ihrem Freunde Anton Schluck, und Sie möchten sich doch den Schluck-Staubsauger mal ansehen. Achtung! Achtung!"

Der junge Mann setzt das Mundstück des Staubsaugers auf den Teppich und fährt darüber hin. Zu sehen ist nichts.

„Sehen Sie etwas?" fragt der junge Mann.

„Nein."

„Dann haben Sie richtig beobachtet. Denn Staub kann man nicht sehen. Aber nun geben Sie mal Obacht! Sie haben da ein ziemlich dreckiges Jacket an. Doch, doch, dreckig ist es. Vergleichen Sie mal die beiden Ärmel, sie sind gleich dreckig. Jetzt setze ich den Staubsauger am rechten Ärmel an." Der junge Mann tut, wie gesagt. Es gibt ein prickelndes Gefühl an Herrn Krempels rechtem Arm, und als er darauf seinen Rockärmel betrachtet, ist dieser braun, der linke graubraun geblieben, dieweil noch von Staub bedeckt.

Der junge Mann prickelt hierauf auch links entlang, über Herrn Krempels ganzen Anzug, und das Gewand wird zusehends brauner und brauner.

„Ihr Schlips ist auch von Staub durchtränkt!" sagt der Jüngling und setzt den Staubsauger an. Es macht Klick, und der Schlips ist verschwunden.

Es war ein Zement-Patent-Schlips, der nur locker saß. Jetzt ist er von dem gierig saugenden Mund des Staubsaugers verschluckt worden.

„Wie ich sehe, haben Sie Schuppen, Kopfschuppen!" bemerkt der Staubsaugermann, und schon prickelt etwas auf Herrn Krempels Kopf entlang.

Als Herr Krempel gleich darauf mit der Hand über sein Haupt fährt, bemerkt er, daß er soeben eine Glatze bekommen hat. Seine Haare rutschen mit einem surrenden Geräusch in die Eingeweide des Staubsaugers.

Sind Sie nun von der kolossalen Saugkraft des Apparates überzeugt?"

„Ausreichend", seufzt Herr Krempel.

„Das war aber alles nur Vorspiel. Haben Sie ein Fünfzlotystück?"

Herr Krempel wühlt eins aus der Tasche. Der junge Mann nimmt es ihm ab und wirft es auf den Teppich. Dann hält er das Saugrohr einen halben Meter darüber, und das Fünfzlotystück ist verschwunden.

„Wie finden Sie den Schluck-Staubsauger?" fragt der junge Mann nicht ohne Stolz. „Fabelhaft!" — „Wollen Sie einen kaufen?"

„Ich denke ja gar nicht daran."

„Na, denn nicht", achselzuckt der junge Mann, und das wundert Herrn Krempel, denn er hat einen Redeschwall wie noch nie erwartet. „Aber Ihren Freund Schluck wird das sehr betrüben."

„Wieso ist dieser Schluck eigentlich mein Freund, ich kenne keinen Menschen dieses Namens."

„Schluck ist der Freund aller Menschen, denn er hat ja, wie Sie sich eben selbst überzeugen konnten, diese herrliche Erfindung gemacht, welche die Welt zweifellos auf eine höhere Kulturstufe heben wird. Aber wenn Sie nicht wollen —! Bereuen werden Sie es bestimmt."

Der junge Mann hat blitzschnell den Staubsauger wieder eingepackt und will abziehen. Da aber legt ihm Herr Krempel die Hand auf die Schulter: „Meine fünf Zloty möchte ich aber wieder haben."

„Was für fünf Zloty?"

„Na, ich habe Ihnen doch ein Fünfzlotystück gegeben, die von Ihrem Staubsauger gefressen wurden."

„Ach, richtig. Ja, die sind aber im Staubsack. Zu dumm, daß ich nicht daran gedacht habe. Wollen Sie nicht doch einen Staubsauger kaufen?"

„Nein."

„Schade, sonst hätten wir das Geld als Anzahlung betrachten können."

Der junge Mann zieht mit wütendem Gesicht seine Geldbörse heraus und entnimmt ihr fünf Zloty, die er Herrn Krempel zähneknirschend gibt. Schimpfend geht er die Treppe hinunter.

Herr Krempel sieht ihm fröhlich nach. Wie gut, daß er den Burschen so schnell los geworden ist, wenn es auch einen Zement-Patent-Schlips gekostet hat. Erst eine Stunde später etwa, als Herr Krempel mal auf seine Uhr gucken wollte, merkt er, daß er gar keine Uhr mehr hat.

Der Staubsauger schluckte sie natürlich bei der Reinigung des Anzugs. Herr Krempel rauft sich ärgerlich die noch übrigen Haare, zieht sich an und rast in die Stadt.

Noch am selben Abend wird übrigens jemand verhaftet.

Haha! denkt der Leser, also ist der junge Mann doch noch von der Gerechtigkeit geschnappt worden.

Aber da irrt sich der also denkende Leser.

Denn verhaftet wurde jemand anderes. Es war ein verdächtig aussehender Mensch ohne Schlips, mit Glatze, der behauptete Krempel zu heißen und der sich dadurch strafbar gemacht hatte, daß er versuchte, ein gefälschtes Fünfzlotystück an den Mann zu bringen . . .



Bunte Chronik



*** Botticelli wird „modern"!** Während Londoner Museen und Malereiausstellungen stets leer sind, ist die Ausstellung italienischer Malerei in der Königlichen Kunstakademie in Picadilly stets überfüllt. Der Publikumsandrang ist so groß, daß man sich mit Mühe einen Durchgang durch die Menge, die sich in den Sälen staut, bahnen kann. Die Ausstellung von Meisterwerken italienischer Kunst hat einen bedeutenden Einfluß auf die Mode der Londoner „Society" gewonnen. Botticelli, von dem zahlreiche Bilder die Ausstellung schmücken, ist große Mode in London geworden. Man nennt ihn nicht anders als den „lieblichen Botticelli", und es gehört zum guten Ton in der Gesellschaft, von Botticellis Farben zu sprechen und mit Kennermiene die Vorzüge seines Stils zu rühmen. Das Lieblingsbild der Londoner ist die bekannte Venus von Botticelli. Man stellt sich stundenlang an, um in den verhältnismäßig kleinen Saal einzudringen, in dem mondäne Frauen die Figur der Venus bewundern. Die Linie der Venus zu erreichen, ist der Traum jeder Londoner Dame geworden die etwas auf sich hält. Ein Friseur hat die Haartracht der Botticelli-Frauen lanciert. Man trägt halblanges Haar mit Locken, die auf die Schultern fallen. Die Stirn bleibt dabei frei. Die neue Frisur heißt Botticelli-Welle. Jede Verkäuferin und berufstätige Frau ahmt die große Mode der Botticelli-Welle nach. Nun wimmelt es in Londoner Straßen von Botticelli-Frauentypen.

*** Die Schätze des toten Schahs von Persien.** In einer Moschee in Paris stand mehrere Tage lang die Kiste mit den sterblichen Überresten des ehemaligen Schahs von Persien: Ahmed Mirza, eines 32jährigen Mannes, der in seinem kurzen Leben die hochklingenden Titel: „König der Könige", „Mittelpunkt der Welt" und „Statthalter Allahs auf Erden" erreicht hat. Zahlreiche ehemalige Untertanen des Schahs meldeten sich, um dem verstorbenen Herrscher die letzte Ehre zu erweisen. Der Schah soll im Besitze einer der reichsten Juwelensammlungen der Welt gewesen sein. Seine einzigdastehende Kollektion von Edelsteinen wird auf drei Milliarden Mark geschätzt. In dieser Sammlung befindet sich u. a. der berühmte Großmogul, der größte Diamant der Welt nach dem indischen Diamanten, der dem König von England gehört. Die Leiche des Schahs wird nach Irak transportiert und dort aufgebahrt, bis sich die Möglichkeit bietet, sie in der Hauptstadt Persiens im alten Mausoleum von Teheran zu bestatten.

*** Gefahr in Sicht!** Jonathan Swift, der irische Patriot, hatte mit seinen „Tuchmacherbriefen" die englische Regierung so wütend gemacht, daß sie einen Preis aussetzte: Dreihundert Pfund demjenigen, der den Verfasser so nachweist, daß er gerichtlich belangt werden kann. Dennoch verkehrte er im Hause des neuen Vizekönigs; dessen Gattin, die Vizekönigin, schwärmte über ihre neue Heimat, lobte die „grüne Insel" über den Klee. „Und wie wundervoll die Luft hier ist", schloß sie ihre Apotheose. Da griff Swift ein: „Sagen Sie das um Himmels willen nicht Ihrem Mann. Sonst kommt er her und legt noch eine Steuer darauf."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.